



Britta Mühlbauer

Inventurdifferenz

Roman

ISBN (Buch): 978-3-552-06227-6

ISBN (E-Book): 978-3-552-06237-5

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-552-06227-6>

sowie im Buchhandel.

## Hotel ohne Namen

Das Taxi braust durch die Nacht davon. Die Reifen rumpeln durch Schlaglöcher. Unter jeder Straßenlaterne sehe ich die Beule im Dach aufleuchten. Ich strecke den Mittelfinger hoch und schicke dem Fahrer sein Trinkgeld hinterher.

Seit ich am Busbahnhof eingestiegen war, grapschte sein Blick nach mir. Er sprang zwischen meinem Busen und dem Mal in meinem Gesicht hin und her, schwankend zwischen Neugier und Geilheit. Über den Rückspiegel versuchte er mich auszufragen, woher ich käme, ob ich hier Urlaub machte. Seine Rechte lag auf der Schulter des Beifahrersitzes. Immer wieder drehte er sich zu mir um.

»*Watch the road*«, sagte ich.

Er grinste. »*You stressed. I got somethin' for ya.*« Ich solle mit ihm zum Strand fahren. Er habe *dope* dabei. »*What do ya say?*«

Ich sagte nichts und konzentrierte mich auf seine Nackenstütze. Sie hatte ein Fenster, durch das ich die Grube seiner Schädelbasis sah. Die Mündung eines Naglers genau dort ansetzen. Abdrücken, bevor er weiß, wie ihm geschieht. Der Nagel durchtrennt das Rückenmark, zerfetzt das Stammhirn, Atemstillstand. Ein bisschen Blut im Nacken, eine Beule auf der Stirn, eine Spitze, die von Ferne aussieht wie ein Pickel. Keine Sauerei im Wagen. Die Leiche am Strand entsorgen. Ich begann, das Alphabet von hinten aufzusagen, wie ich's im Kampfsporttraining gelernt hatte. Das fokussiert den Geist und beruhigt die Nerven.

Mich hätte eine wie ich im Nacken nervös gemacht. Der Fahrer plapperte weiter und fiel mir mit seinem geflickten Englisch auf die Nerven. Er wusste nicht, wie viel Glück er hatte. Ich bin nicht bewaffnet (der Nagler liegt sicher in seinem Versteck), ich darf nicht auffallen und ich bin müde von vier Wochen Flucht. Der Stinkefinger ist die einzige Eskapade, die ich mir leiste, hier, am Ziel meiner Reise.

Die Bremslichter leuchten auf, der Wagen hat gestoppt. Männer sind empfindliche Wesen, sagt Hanna. Je rücksichtsloser das Auftreten, desto verletzlicher die Seele. In der Mitte der Straße stehend warte ich auf das Aufleuchten des Rückscheinwerfers, das Zurücksetzen des Wagens. Ich stemme die Fäuste in die Taille. High noon. Die Bremslichter verlöschen, der Wagen fährt weiter, blinkt und biegt ab. Feigling. Ich schleudere ihm einen Stein hinterher.

Rechts und links der Straße stehen Häuser auf Pfählen. Dazwischen Sand und Unkraut. Das ist keine Stadt. Das ist ein Kuhkaff. Ich schaue genauer hin, frage mich, ob hinter den Fenstern jemand steht, der weiß, was ich getan habe. Das hört sich verrückt an. Hier kennt mich niemand. Dennoch bin ich wachsam. Seit ich für Gerechtigkeit gesorgt habe, stehe ich unter Beobachtung. Alles bezieht sich auf mich, jeder Blick, jedes Geräusch, sogar das Wasserrauschen der Klospülung in der Nachbarwohnung. Es verrät mich: Ssssiewarssss. Ich rechne ständig damit, dass jemand mich konfrontiert, mich unter Druck setzt, mich festnimmt.

Der Zustand heißt Paranoia. Ich werfe meinen Rucksack über die Schulter. Das Hotel steht auf einem Sandplatz hinter drei gedrungenen Palmen. Ich höre hinter mich, während ich darauf zu gehe. Aber da ist nur das Knirschen meiner Stiefel im Sand. Ein Scheinwerfer zielt auf die Fassade des Gebäudes. *Hotel* steht auf dem Schild über dem Eingang, zwei Sterne, kein Name. Ich kenne es von dem Foto auf der

Website. Das Hotel wird von einer Frauenkooperative geführt. Das ließ Hannas Namen auf meinem Radar aufleuchten. Wenn meine Informationen stimmen und sie in dieser Stadt ist, muss dieses Hotel sie angezogen haben wie Kuhmist eine Fliege.

Ich schwimme auf den Eingang zu. Luftfeuchtigkeit: hundert Prozent. Ein klebriger Film überzieht meinen Körper und verschmiert den Himmel zu einem schmutzigen Orange. In der Empfangshalle raschelt eine Plastikplane unter meinen Füßen. Farbeimer stehen herum, eine Leiter lehnt in der Ecke. Zwei Deckenventilatoren laufen auf mittlerer Geschwindigkeit. An einem Tisch unter einer Neonröhre sitzt eine Frau und blättert in Rechnungen. Ihre Finger spielen mit einem großen flachen Messingohrring. Ihr krauses schwarzes Haar ist kurz geschnitten. Sie hebt den Kopf und sieht mich an. Ihre Überraschung sitzt in der rechten Augenbraue. Sie streift meine Wange mit einem Blick, bevor sie mir einen guten Abend wünscht. Sie heißt Carmen, spricht ein runderes Englisch als der Taxifahrer und lächelt nicht. Da wird mir klar, sie ist vorgewarnt.

Ich bin leicht zu erkennen an dem Mal auf meiner Wange. Es ist angeboren. Mit der heutigen Medizintechnik könnte es ohne Narben entfernt werden. Doch inzwischen gehört es zu mir, es ist mein Markenzeichen. Als ich klein war, sagte meine Mutter, es mache mich zu etwas Besonderem. Ich glaubte ihr. Meine Schulkameraden machten mir klar, dass Mütter lügen, wenn es kompliziert wird. Sie verspotteten mich und ekelten sich vor mir. Ich lernte, mich zu wehren.

Meine Mutter hatte, was das Mal betraf, ein schlechtes Gewissen. Mir hätte sie das nie erzählt. Ich weiß es, weil ich lauschte. Sie erzählte es Tante Isabella, der Schwester meines Stiefvaters Norbert. Ich kann Tante Isabella nicht leiden. Sie behauptet, sie habe Mutter und Norbert zusammengebracht.

Meine Mutter hatte Gurkensandwiches und Tee gemacht. Das erinnerte sie an ihre Zeit in London als Empfangschefin eines kleinen Hotels. Sie saß mit Tante Isabella im Wohnzimmer, zwei Damen in eleganten Kleidern, die Tee aus Rosen-Porzellan nippten, umgeben von abgedeckten Möbeln und einer feinen Staubschicht auf allen waagrechten Flächen. An der Terrassentür karnte Norbert Schutt vorbei. Er balancierte ihn über eine schmale Holzlatte hoch zum Container. Er vergrößerte das Haus. Genauer gesagt vergrößerte er den Anbau, den er vor Jahren an die Westseite des Hauses geklebt hatte. Normalerweise half ihm meine Mutter nach Feierabend und an Wochenenden. Manchmal allerdings nahm sie sich frei. Sie zog die dreckigen Jeans und verschwitzten T-Shirts aus, legte sich in die Wanne, machte sich eine Gesichtsmaske und gönnte ihren Haaren eine Kurpackung. Das waren genau ihre Worte: ich gönne meinen Haaren eine Kurpackung. Anschließend lackierte sie sich die Nägel und schminkte sich, als ginge sie zur Arbeit ins Hotel. Ich war vierzehn und zum Teekränzchen nicht eingeladen. Ich saß auf dem Treppenabsatz im ersten Stock. Das war der Platz, an dem ich allen aus dem Weg war und gleichzeitig den Überblick hatte, was im Haus vorging.

»Als ich feststellte, dass ich schwanger war«, hörte ich meine Mutter sagen, während sie Tante Isabella Tee einschenkte, »war das ein Schock. Ich war fünfundzwanzig, hatte keine Rücklagen und keine Zeit für ein Kind.«

»Wer war der Vater?«, fragte Tante Isabella.

Ich rutschte ein paar Stufen tiefer. Wie oft hatte ich meiner Mutter dieselbe Frage gestellt.

»Darüber möchte ich nicht sprechen«, sagte meine Mutter. »Für eine Abtreibung war es zu spät. Ich setzte mich in eine Wanne heißes Wasser, so heiß, wie ich es aushalten konnte. In der Nacht bekam ich Blutungen. Ich hoffte, das

Baby würde abgehen. Aber sie war hartnäckig. Von dieser Nacht hat sie den Fleck im Gesicht. Glaub mir, das ist ihre Art, mich daran zu erinnern, dass ich sie nicht haben wollte.«

»Unsinn«, sagte Tante Isabella. »Medizinisch unmöglich.« Sie musste es wissen. Sie war Zahnarzthelferin.

Das Mal in meinem Gesicht heißt *Naevus flammeus*. Es breitet sich von der Schläfe über die linke Wange aus, weinrot mit violetten Einsprengeln, und löst sich am Mundwinkel und am Nasenflügel in lila Flecken auf. Die Verfärbung ist eine Folge erweiterter Blutgefäße unter der Haut. Ursache unbekannt. Negative Ereignisse während der Schwangerschaft sind nicht dafür verantwortlich.

Meine Freundin Valerie, die klüger war als alle anderen Menschen auf der Welt, wusste, dass ein russischer Politiker das gleiche Mal auf der Stirn gehabt hatte. »Es ist ein Feuermal«, sagte sie. Mit Lidschatten und Lippenstiften aus dem Schminkkoffer ihrer Mutter malte sie sich einen identisch geformten Fleck auf ihre rechte Wange. Vor dem Spiegel sahen wir aus wie zwei Hälften eines Ornaments.

Carmen schiebt ein Anmeldeformular über den Tisch. Ich trage den Namen ein, der in meinem neuen Pass steht. Mein Herz klopft, als ich das gefälschte Dokument dazulege. Carmen gibt mir den Pass zurück ohne hineinzusehen.

»*Friends call me Marlies*«, sage ich. Ich weiß nicht, warum ich das Risiko eingehe. Wenn ich Hanna eine Botschaft hinterlassen will, geht das einfacher. Ich bin plötzlich nicht mehr sicher, ob sie in diesem Hotel gewohnt hat. Und ich habe keine Ahnung, wie sie mich und das, was ich ihr erzählen muss, aufnehmen wird. Es ist möglich, dass sie mich auf der Stelle zur Polizei bringt.

»*Marlies*«, sagt Carmen. »*Welcome*.« Sie weiß es! Sie weiß, was ich getan habe! Sie ist nicht damit einverstanden, trotzdem duldet sie mich in ihrem Hotel. Sie erklärt mir, dass der

Umbau noch nicht abgeschlossen ist. Die Malerarbeiten, meint sie, werden noch ein paar Tage dauern. Sollte ich mich dadurch gestört fühlen, muss ich mich nur an sie oder eine ihrer Kolleginnen wenden. Ich nicke und schüttele die dummen Gedanken ab. Außerdem, sagt sie, und hier schleicht sich ein ironisches Lächeln ein, sucht sie einen Namen für das Hotel. Wenn ich eine Idee hätte ...

»Hotel Carmen?« Noch während ich es ausspreche, möchte ich mir auf die Zunge beißen. Hanna sagt, es gebe nichts Einfallloseres als Lokale und Friseurläden mit weiblichen Vornamen.

Carmens Lächeln kühlt auf den absoluten Nullpunkt ab. Sie schiebt einen Schlüssel über den Tisch. Ich fühle mich unendlich müde. Seit vier Wochen bewege ich mich kreuz und quer über den Globus, um meine Spuren zu verwischen. Ich schlief in Zügen, auf Busbahnhöfen, in Flughäfen und in billigen Hotels. Jeden Tag durchsuchte ich das Internet. Doch es gab nichts Neues. Ich musste damit rechnen, dass sie mir auf den Fersen waren. Nun bin ich am Ziel meiner Reise, ob ich in Sicherheit bin, weiß ich nicht. Noch fühlt es sich nicht so an.

Wie wäre es mit *The Anonymous Hotel*, sage ich.

Carmen neigt den Kopf zur Seite, bis ein Ohrring ihre Schulter streift. »*Interesting choice.*« Der Satz bleibt zwischen uns hängen. Jetzt, genau jetzt, wäre der Zeitpunkt, nach Hanna zu fragen. Ich lasse ihn verstreichen. Ich weiß nicht, warum ich zögere. Das sieht mir nicht ähnlich. Es muss an der Hitze liegen, an der Luftfeuchtigkeit, an der Zeitverschiebung, an der Unsicherheit, die mich begleitet. Carmen gibt mir ein Zimmer im ersten Stock. Dort kann ich ein Stück Meer sehen, sagt sie. Frühstück von acht bis elf im Hof, sie zeigt in die Dunkelheit hinter der Eingangshalle. Ich sehe Mauerpfeiler und Pflanzenumrisse. Sie wendet sich wieder ihren Rechnungen zu. Der richtige Augenblick ist vorbei.

Auf der Treppe sehe ich mich noch einmal um. Sie hält ein Mobiltelefon in der Hand. Unsere Blicke kreuzen sich. Sie legt das Telefon weg. Sie wartet, bis ich außer Hörweite bin. Dann ruft sie Hanna an. Soll mir recht sein. Das erspart mir die Fragerei. Hanna wird mich kontaktieren, ich werde warten. Ich schleppe mich die Treppe hoch. Was ist los mit mir? Noch ist nicht sicher, dass Hanna mir helfen wird. Ich muss in der Offensive bleiben. Das Überraschungsmoment ist dahin. Warum gebe ich nun auch den Rest der Kontrolle aus der Hand? Wer den ersten Schritt macht, stellt die Bedingungen.

Das Zimmer ist eine Legebatterie. Ein Bett, ein Tisch, ein Plastikstuhl, eine Kleiderstange, brütende Hitze. Ich schalte den Deckenventilator ein. Er rüttelt in der Halterung. Wenn das Ding sich losreißt, werde ich geköpft. Ich schalte ihn wieder ab und stoße die Fensterläden auf. Draußen ist es ein halbes Grad kühler. Das Nachbarhaus versteckt sich hinter Bäumen. Rechts höre ich das Meer. Links liegt die Straße, von der ich gekommen bin. Soweit so gut. Ich rolle mich auf dem Bett zusammen. Das Schlafen in Kleidern ist mir zur Gewohnheit geworden.

Träume sind notwendig, heißt es. Wer nicht träumt, wird verrückt. Meine Träume sind wie Kinotrailer, sprunghaft und episodisch. Zwischendrin schrecke ich hoch und habe das Gefühl, beobachtet zu werden. Jeder Mann, jede Frau in meiner Umgebung kann ein Denunziant oder eine Polizistin sein. Auf Bahnhöfen und Flughäfen gibt es viele Verdächtige. Ich schlafe in homöopathischen Dosen.

Es gibt eine wiederkehrende Traumepisode. Ich bin daran beteiligt und stehe gleichzeitig als Beobachterin neben mir. Ich muss einen leblosen männlichen Körper an einen Bretterzaun hängen. Im Traum denke ich nicht darüber nach, wie das gehen und wozu es gut sein soll. Ich konzentriere mich



auf den Zaun. Er überragt meinen Kopf. Ich kann nicht sehen, was auf der anderen Seite ist. Der Leichnam ist schwer, ich weiß nicht, wie ich ihn bis zur Zaunkante hochstemmen soll, dennoch bin ich sicher, dass es mir gelingen wird. Ich schiebe ihn hoch, Holzspäne bohren sich unter die Haut. Plötzlich stellt der Mann seine Füße auf meine Schultern, drückt sich ab und fliegt davon. Ich höre ihn jauchzen und kann noch immer nicht sehen, was auf der anderen Seite des Zaunes ist. An dieser Stelle wache ich auf. Ich schwitze, meine Muskeln schmerzen, als hätte ich schwer gearbeitet. Ich reiße die Augen auf. Es ist stockdunkel, ich ertrinke in schwüler Luft. Einen Moment lang weiß ich nicht, wo ich bin. Ich richte mich auf, sehe mich um, sehe das Fenster. Da stehen Sterne, Unmengen.

Ich rolle aus dem Bett, der Steinboden ist körperwarm. Das fühlt sich an, als würde ich auf etwas Weiches, Lebendiges treten. Ich gehe ans Fenster, beuge mich hinaus und hoffe auf eine Brise. Doch die Luft ist Gelee. In der Ferne flimmern Lichter. Das Mobiltelefon, das ich bei einem Straßenhändler gekauft habe, zeigt mir, dass es kurz vor halb drei ist. Ich bin hellwach und todmüde. Dabei könnte ich ruhig sein. Ich habe mein Ziel erreicht, bin nirgendwo aufgefallen. In dieser Nacht bin ich in Sicherheit. Bald werde ich Hanna finden oder sie mich. Sie muss mir helfen, das ist ihre Pflicht. Ohne sie wäre ich heute nicht hier. Sie hat sich eingemischt und mich mit hineingezogen. Diesmal muss sie zu Ende bringen, was sie begonnen hat. Sie hat sich davongemacht. Ich habe gehandelt. Ich weiß, dass meine Tat in ihrem Sinn war. Ich erinnere mich an ihren Gesichtsausdruck, als sie mir erzählte, was sie Valerie angetan hatten.

Ich will nicht weiter darüber nachdenken. Die Tabletten, die mir helfen können, sind im Badezimmer. Auf dem Weg stoße ich an eine Wand, einen Stuhl, meinen Rucksack.

Meine Augenlider wehren sich gegen das Licht im Badezimmer. Halb blind durchwühle ich den Toilettbeutel. Ich bin keine Medikamentenschluckerin. Ich weigere mich, krank zu werden. Ich hatte zu viel mit Ärzten zu tun. Sie vermaßen mein Feuermal und wollten es mir aus dem Gesicht brennen. Andere meinten, wir sollten es in Ruhe lassen. Die Behandlung führe zu nichts als Narben und am Ende könne das Mal wiederkommen. Ich war froh, als meine Mutter sich geschlagen gab. Ich behielt das Mal und geriet erst Jahre später wieder in die Mühlen der Medizin. Da ging es um die Wutanfälle. Mit fünfzehn hatte ich einem Mitschüler drei Zähne ausgeschlagen und ihm den Arm gebrochen. Meine Mutter sorgte dafür, dass die Sache unter den Teppich gekehrt wurde. Sie wollte nicht, dass ich vorbestraft wäre. Dafür musste ich zum Psychiater. Es gelang mir, die Behandlung abzukürzen. Was blieb, sind die Wutpillen. Sie helfen gegen innere Unruhe und emotionale Erregungszustände. Ich nehme sie nicht gerne. Sie machen mich müde und benommen. Heute sind diese Nebenwirkungen willkommen. Ich schüttle eine Tablette in die hohle Hand und schlucke sie trocken. Angeblich ist das Leitungswasser hierzulande mit Viren verseucht. Meine Augen haben sich an das Licht gewöhnt. Aus dem Spiegel starrt mich eine Fremde an. Ich erkenne mich nur an meinem Feuermal.

In dem Bus, der mich in diese Stadt brachte, war ich die einzige Weiße. Der Motor knatterte wie ein Maschinengewehr. Es stank nach Auspuffgasen. Ich hielt mein Gesicht in den Fahrtwind. Wir rollten durch Orangenhaine. Fettes Laub in langen Zeilen. Am Straßenrand türmten sich Obstkisten. Köpfe mit Strohhüten tauchten dazwischen auf. Mir wurde übel vom Geruch der Orangenblüten. In Norberts Blumenfenster hatte es ein Orangenbäumchen mit kleinen, ungenießbaren Früchten gegeben. Es stand da wegen des Duftes.

Ich fand ihn aufdringlich. Ich war froh, als die Läuse sich über das Bäumchen hermachten. Ich nahm die Nase aus dem Wind und bemerkte, dass ich angestarrt wurde. Das war nichts Neues. Das tat nicht weh. Drei Frauen im Mittelgang sahen zu mir her und wieder weg. Sie hingen an Halteschlaufen und wurden von Schlaglöchern hin- und hergestoßen. Das kleine Mädchen zwischen ihnen fixierte mich unverhohlen, während es an seinen Fingern lutschte. Die Frauen diskutierten. Schließlich streckte die Älteste die Hand nach meinem Gesicht aus, eine trockene rotbraune Klaue mit schrundigen Nägeln. »May I?« Ich zuckte die Schultern. Ihre Finger streiften meine Wange, danach berührte sie ihr eigenes Gesicht und bekreuzigte sich. Weitere Hände stürzten sich auf mich. Ich wich nicht aus. Ich war Schlimmeres gewöhnt. Die Frauen lachten. Sie hatten schlechte Zähne. Aus den Taschen zu ihren Füßen förderten sie Essen zutage. Sie fütterten mich mit Maisfladen und Zucker. Ich fragte sie, warum sie mein Gesicht berühren wollten. Die Alte antwortete mit einem unverständlichen Wortschwall. Die anderen erklärten mir, ich sei von Gott berührt. Ich habe viele Legenden über Feuermale gehört, diese war mir neu. Die Frauen stiegen irgendwo im Niemandsland aus. Sie lachten und winkten dem Bus hinterher, der sie in eine Wolke aus Staub und Abgasen hüllte. Ich winkte zurück und wusste, hier wollte ich bleiben.

Ich berühre meine Wange im Badezimmerspiegel. Sie fühlt sie sich kalt und schweißig an, gar nicht göttlich.

Als ich wieder aufwache, knallt die Sonne in einem Fünfundvierzig-Grad-Winkel auf den Fußboden. Ich höre Autos, irgendwo rufen Kinder, ein paar Straßen weiter hat ein Motor eine Fehlzündung. Das Mobiltelefon zeigt kurz nach neun. Ich sollte längst unterwegs sein. Es gibt einen Ort, den

Hanna sicher aufgesucht hat. Dort werde ich mit meinen Nachforschungen beginnen.

Ich starre auf den Deckenventilator, als könne ich die Flügel durch reine Willenskraft in Bewegung versetzen. Sicher weiß Hanna inzwischen von meiner Ankunft. Ich könnte hier liegen bleiben und auf sie warten. Wie die Fliege im Spinnennetz. Der Gedanke behagt mir nicht. Ich stehe auf, muss mich an der Wand abstützen. Ich bin schwindlig, verspüre einen Brechreiz. Mein Herz hämmert. Hitze, Schlafmangel, unregelmäßige Ernährung. Das hinterlässt Spuren. Seit einer Woche ist meine Regel überfällig. Ich mache mir deswegen keine Sorgen. Ich hatte seit der letzten Blutung keinen Sex mehr. Das Phänomen heißt Amenorrhö und ist die Folge körperlicher Anstrengung und seelischer Anspannung. Ich dusche und ziehe ein frisches T-Shirt an.

Um halb zehn verlasse ich das Zimmer. Unter mir im Innenhof klirrt Porzellan. Kann es sein, dass Hanna schon auf mich wartet? Mein Herz schlägt einen Purzelbaum. Ich habe das Wiedersehen unzählige Male im Geist durchgespielt. Hanna war nie erfreut über mein Auftauchen. Ich war eine Last. Dabei weiß sie das Schlimmste noch nicht. Es könnte sein, dass sie überreagiert, wenn ich es ihr erzähle. Aber ich bin vorbereitet. Ich werde ihr keine Chance geben, sich aus der Affäre zu ziehen. Sie wird mir helfen oder mit mir untergehen.

Ich trete ans Geländer, spähe hinunter in den Hof. Die Pflanzen bilden ein grünes Dach. Zwischen Palmwedeln und Blättern sehe ich ein paar Tische. Sie sind leer. Auf einem steht benutztes Geschirr. Eine Orangenschale ringelt sich auf dem Teller. Das Geschirrkloppern kommt aus einem von hier oben nicht einsehbaren Bereich. Ich laufe die Steinstufen hinunter, trete geräuschlos auf. Am Rand des Hofes suche ich Deckung hinter einem Mauerpfeiler. Auch von hier ist kein

Mensch zu sehen. Das Geschirrkloppern verbirgt sich hinter einer Stellwand. Dort taucht eine Frau mit Gummihandschuhen und einer Papiermütze auf. Sie steuert den benutzten Tisch an. Auf halbem Weg hebt sie den Blick, lacht und winkt zum ersten Stock hoch. Einen Moment lang ist mir, als würde ich noch da oben stehen und sie meinte mich. Ich bewege mich unwillkürlich. Die Frau bemerkt mich und grüßt. Ich verlasse meine Deckung und wünsche ihr einen guten Morgen. Es wäre lächerlich, mich weiter zu verstecken. Sie nimmt das benutzte Geschirr auf und verschwindet hinter der Stellwand. Ich laufe in den Hof und sehe hoch zum ersten Stock. Der Gang ist leer, doch ich habe das Gefühl, beobachtet zu werden. Die Frau kehrt mit einem Putzlappen zurück. Ich sehe ihr zu, wie sie den Tisch abwischt. Sie fragt mich, was ich zum Frühstück möchte. Ich will nichts. Ich habe keinen Appetit.

An der Rezeption sitzt heute eine sehr junge Frau. Ihre Haut ist hellbraun, ihre Haare sind vom Ansatz weg zu schmalen Zöpfen geflochten, Meridiane, die den Kopf umspannen. Sie begrüßt mich, als würden wir uns kennen. Ihr Blick kartographiert mein Feuerzeichen.

Ich frage sie, ob sie so etwas schon einmal gesehen hat.

Sie schüttelt den Kopf.

»*But you knew it would be there.*«

Sie zögert, nickt wieder, ohne die Augen von mir abzuwenden.

»*You wanna touch it?*«

Ihr Kopfschütteln kommt schnell. »*Does it hurt?*«, fragt sie.

»*No.*« Ich frage sie nach ihrem Namen. Sie heißt Emily. Und weil das heute meine Aufgabe ist, hole ich Hannas Foto aus meinem Rucksack. »*Do you know this woman?*«

Das Foto entstand auf dem Gartenfest, als die Welt noch nicht aus den Fugen geraten war. Hanna blickt in die Kamera,

als habe sie gewusst, was auf uns zukam. Ihr rechter Mundwinkel ist nach unten gebogen, ihre Brauen sind über der Nasenwurzel zusammengewachsen, ihre nach vor gewölbten Augen starren. So sieht sie immer aus, wenn sie fröhlich ist. Über der rechten Schulter liegt ihr Zopf, ein rüdiges Ding. Valerie nannte ihn Schlamassel. Sie malte sich aus, was er fraß und sagte, sie könne ihn knurren hören.

Emily behauptet, Hanna nicht zu kennen. Ich glaube ihr. Trotzdem gebe ich nicht auf. Hanna ist eine Freundin, sage ich, die seit einem Monat in dieser Stadt lebt. Vielleicht hat sie sogar hier im Hotel gewohnt. Ich gehe nicht darauf ein, warum ich über den Aufenthaltsort einer Freundin nicht genauer Bescheid weiß. Dafür müsste ich lügen. Und eine Lüge zieht die nächste nach sich und am Ende ertrinke ich in Lügen. Also lüge ich nicht. Ich spare nur die Wahrheit aus.

Emily nickt verständnisvoll. Sie arbeitet erst seit einer Woche hier, sagt sie, ich soll Carmen fragen.

Ist Carmen die Besitzerin des Hotels?

Aber nein! Emily lacht über meine Naivität. Niemand hat so viel Geld, ein ganzes Hotel zu kaufen. Es gehört mehreren Frauen.

Gehört Emily auch dazu?

Darüber muss sie noch mehr lachen. Wenn sie Geld hätte, würde sie es ausgeben, sagt sie, auf der Stelle.

Das verstehe ich. Kennt sie alle Hoteleigentümerinnen?

Ja. – Nein. Sie kennt Carmen und die anderen Frauen aus der Umgebung. Doch es gibt eine, die erst vor kurzem zukam. Und die ist nicht von hier. Von ihr kommt das Geld für die Renovierung. Emily hat sie noch nicht kennengelernt. Sie arbeitet erst seit einer Woche ...

Ich winke ab und frage sie über Carmen aus. Carmen hat drei Kinder, erfahre ich. Ihren Ehemann hat sie zum Teufel gejagt, weil sie sich nicht auf ihn verlassen konnte.

Hat Emily auch Kinder? Die Frage ist nicht ernstgemeint. Emily ist zu jung dafür.

»Twins«, sagt sie. Das Telefon klingelt. Sie verabschiedet mich mit einem Lächeln: »Have a nice day«, sagt sie, bevor sie abhebt. Ich stelle mir vor, wie ich ihr genau in diesem Moment gestehe, was ich getan habe. Irgendwo habe ich gelesen, dass dunkelhäutige Menschen, wenn sie erleichen, grau im Gesicht werden. Ich werde nicht versuchen, es herauszufinden.

Ich verlasse das Hotel. Draußen ist es heiß und feucht, aber die Luft hat den Siedepunkt noch nicht erreicht. Ich nehme an, hierzulande gehen fünfunddreißig Grad als angenehme Morgentemperatur durch. Ich marschiere los. Jammern hilft nicht, wenn sich etwas ändern soll, sagt Hanna. Das sehe ich genauso. Ich weiß, was ich will: ein Dach überm Kopf, Arbeit, Freunde, ein Leben.

Die Straßen rastern die Stadt in rechten Winkeln. Es ist einfach, sich zurechtzufinden. Ich orientiere mich an der Sonne und am Fluss. Hannas Geldinstitut liegt an der östlichen der beiden Brücken, fünfzehn Blocks entfernt. Ich gehe an Holzhäusern vorbei, deren pastellfarbener Anstrich in der Hitze Blasen wirft. Hütten, die von kreuz und quer genagelten Latten zusammengehalten werden. Kinder spielen mit Plastikmüll, zanken sich um kaputte Räder, hängen in Trauben an absturzgefährdeten Schaukeln. Als ich eine vierspurige Straße überquere, ändert sich die Umgebung schlagartig. Die Häuser werden größer, verstecken sich hinter Mauern, an denen Bougainvilleas wuchern, die Gärten sind gepflegt, die Veranden aufgeräumt. Nur an den Straßenrändern hängt der gleiche Plastikmüll. Zwei Blocks weiter, entlang einer Palmenallee tauchen erste Lokale und Geschäfte auf, eine Wäscherei, ein Internet-Café, eine Karaoke-Bar, Schnellimbisse, Supermärkte, eine Travel Agency, ein Über-

setzungsbüro. Autos knattern an mir vorbei, die Luft riecht nach Stadt. In einer Baulücke ein Graffito: WindsChief – tauchen, surfen, wohnen. Der Pfeil zeigt zum Strand.

Mir scheint es plötzlich möglich, dass Hanna sich in einer ganz anderen Weltgegend aufhält. Was, wenn meine Nachforschungen zu oberflächlich, meine Schlüsse zu voreilig waren? Unsinn! Ich stampfe den Zweifel in den aufgeweichten Asphalt. Ich habe meine Augen und Ohren offen gehalten, ein paar Fragen gestellt und eins und eins zusammengezählt. Das Ergebnis war eindeutig.